

Wie aussagekräftig ist Pisa nun wirklich?

Interview

Der Wissenschaftler Rainer Bölling über den Sinn und Unsinn von Bildungs-Studien

Von Sören Becker

482 Punkte haben die deutschen Schüler im Durchschnitt bei der jüngsten Pisa-Studie geholt. Dieses mehr oder weniger durchschnittliche Ergebnis war ein Schock für viele. Der nordrhein-westfälische Pädagoge, Historiker und Bildungsforscher Rainer Bölling bemängelt jedoch im Interview mit unserer Zeitung einige methodische Schwächen bei der Pisa-Studie. Bölling ist Mitglied der Gesellschaft Bildung und Wissen und gehört ihrem Wissenschaftlichen Beirat an.

Herr Bölling, die Pisa-Studie misst regelmäßig die Kompetenzen unserer 15-jährigen Schülerinnen und Schüler in den Bereichen Lesen, Mathematik und Naturwissenschaften. Die Ergebnisse sorgen regelmäßig für Katastrophenstimmung. Ist es wirklich so schlimm?

Nein. Zum einen erfasst die Pisa-Studie ja nur einen Teil dessen, was in den Schulen gelehrt wird. Fremdsprachenkenntnisse zum Beispiel spielen dabei keine Rolle. Zudem bleibt offen, ob die gemessenen Kompetenzen alle in der Schule erworben wurden oder aber auch außerschulischen Instanzen zu verdanken sind wie Elternhaus oder privatem Nachhilfeunterricht, der zum Beispiel in Japan und Korea sehr verbreitet ist. Es macht auch etwas aus, ob die getesteten Fünfzehnjährigen an standardisierte Tests gewöhnt sind. In Deutschland spielten sie anfangs eine geringe Rolle, in den USA dagegen sind sie schon lange Alltag. Auch die Länge der Aufgabentexte macht einen Unterschied. Sie werden in Englisch und Französisch formuliert und dann in die verschiedenen Landessprachen übersetzt. Bei der Übersetzung ins Deutsche wird ein Text aber fast immer deutlich länger. Ein deutscher Schüler braucht also mehr Zeit, um die Aufgabe zu lesen und zu verstehen. Das ist also alles schwierig zu vergleichen.

Was messen diese Pisa-Punkte eigentlich?

Es ist ein bisschen wie bei einem IQ-Test. Da ist das Durchschnittsergebnis immer 100, egal wie gut es ist. Der Intelligenzquotient misst nur, wie sehr man sich vom Durchschnitt aller bisherigen Tests unterscheidet. Bei der Pisa-Studie liegt der ursprüngliche Durchschnittswert bei 500, die Standardabweichung beträgt 100 Punkte. Das bedeutet, dass 68 Prozent aller Pisa-Werte zwischen 400 und 600 Punkten liegen.

Die 482 Punkte, die der deutsche Durchschnittsschüler beim letzten Mal geholt hat, sind also gar nicht so schlecht.

Eben. Auch weil der jüngste Test 2022 gemacht wurde, als die Schüler gerade aus der Corona-Pandemie kamen und zwei Jahre Unterricht unter erschwerten Bedingungen hinter sich hatten. Der OECD-Durchschnitt lag auch nur noch bei 478. Die PISA-Macher versuchen, solche abstrakten Differenzen in Schuljahre umzurechnen. 2009 und 2012 galten ihnen circa 125 Punkte als Äquivalent für drei Schuljahre, 2015 waren es noch 100. Die Spannweite bei den Ergebnissen innerhalb eines Landes beträgt aber gut dreihundert Punkte. Dann wären die besten 15-Jährigen Schüler den schlechtesten also mindestens neun Schuljahre voraus. Das ist wenig plausibel.

Wenn man in die Zahlen einsteigt, ist auffällig, dass Deutschland 2018 die höchste Erfassungsquote hatte.

Ja, 2018 galten die 5450 getesteten Schülerinnen und Schüler in Deutschland laut OECD als repräsentativ für 99,3 Prozent aller Fünfzehnjährigen – zehn Prozentpunkte über dem OECD-Durchschnitt. Das wurde von OECD-Seite als vorbildlich gelobt, hatte aber schlechtere Punktwerte zur Folge. In Ländern mit niedrigerer Erfassungsquote werden nämlich vor allem Schüler mit absehbar schwächeren Leistungen ausgeschlossen. Schweden zum Beispiel zog im Nationen-Ranking knapp an Deutschland vorbei, weil es viele Migranten offenbar wegen mangelnder Sprachkenntnisse vom Test ausgeschlossen und so seinen Erfassungsgrad von 94 auf 86 Prozent gesenkt hatte. Zehn Prozentpunkte Unterschied beim Erfassungsgrad können aber 15 bis 20 PISA-Punkte ausmachen.

Wie reagieren die Macher der Studie auf so etwas?

Sie erwähnen das Problem gewissermaßen im Kleingedruckten, reden es aber klein. Offiziell genügt bei PISA sogar eine Mindestbeteiligungsquote von 80 Prozent. Die übertrafen die vier chinesischen Provinzen, die 2018 den Spitzenplatz einnahmen, denkbar knapp. Und als Shanghai 2012 diese Hürde riss, wurde es trotzdem von der OECD als PISA-Sieger präsentiert. Außen vor blieben dort die Kinder von Millionen Wanderarbeitern, weil sie gar nicht die weiterführenden Schulen besuchen durften, an denen der PISA-Test stattfand. Dass die OECD solche Regelverstöße akzeptiert, ist nicht zu verstehen.

Ist eine solche Ausschlusspraxis zulässig?

Vorgesehene Gründe, von der Pisa-Studie ausgeschlossen zu werden, sind zum Beispiel eine Lernbehinderung und mangelnde Sprachkenntnisse. Die OECD geht aber davon aus, dass man nach einem Jahr Unterricht genug gelernt hat, um den Test in der Landessprache zu absolvieren. Doch ein Schüler, der vor anderthalb Jahren aus Syrien oder Afghanistan geflohen ist, hat in der Regel deutlich schlechtere Sprachkenntnisse als ein Klassenkamerad, der von Geburt an von dieser Sprache umgeben ist. Wohl deshalb haben Länder wie Schweden und Dänemark 2022 acht- bis zwölfmal so viele Schüler vom Test ausgeschlossen wie Deutschland und dann im Ranking besser abgeschnitten. Bei PISA wird das irgendwo auf den über 500 Seiten des deutschen Ergebnis-Bandes dokumentiert, bleibt aber ohne Auswirkungen auf das Ranking, das die Berichterstattung beherrscht.

Die Länder untereinander zu vergleichen ist also schwierig. Kann man denn nun wenigstens die Entwicklung des Bildungswesens aus der Pisa-Studie ableiten?

Auch das ist schwierig. Deutschland hat zum Beispiel nach der ersten Pisa-Studie, die 2001 erschienen ist, bis 2012 durchgehend besser abgeschnitten. Die Pisa-Macher haben das mit dem Ausbau der frühkindlichen Bildung erklärt, der als Konsequenz aus Pisa dargestellt wurde. Er hatte aber schon Jahre früher begonnen. Nach 2012 aber sind die Pisa-Ergebnisse wieder schlechter geworden, was wohl kaum am weiteren Ausbau der frühkindlichen Bildung lag. Eine zentrale Schwäche der Pisa-Studie liegt eben darin, dass sie keine kausalen Zusammenhänge nachweisen kann.

Der Leiter des Direktorats für Bildung bei der OECD, Andreas Schleicher, der diese Studien koordiniert, ist ja nicht um konkrete politische Forderungen verlegen.

Die auch sehr unrealistisch sind. Wenn er etwa meint, dass die Lehrer eigene Lernsoftware entwickeln und auch noch die Eltern ihrer Schüler zu Hause besuchen sollen, so ist das einfach unrealistisch. Ich hatte als Gymnasiallehrer zeitweise acht Lerngruppen gleichzeitig, also an die 200 Schüler. Das ist gar nicht zu leisten. Schleichers Ausfälle gegenüber Lehrern sind unsäglich und erreichen allenfalls, dass Interessenten vom Lehrberuf abgeschreckt werden.

Warum wird PISA trotz all dieser Schwächen so ernst genommen?

Das liegt wohl an der schieren Größe des Projekts. Die ist schon einzigartig. Aber der Umgang damit ist auch ein speziell deutsches Problem, denn in anderen Ländern wird die Studie nicht gar so ernst genommen wie bei uns. Schon vor 60 Jahren hat ja Georg Picht den Deutschen in einer viel beachteten Artikelserie eine Bildungskatastrophe prophezeit. Im „Land der Dichter und Denker“ fällt sowas offenbar auf fruchtbaren Boden. So konnte dann auch der „PISA-Schock“ von 2001 medial entsprechend vermarktet werden. Und wenn jetzt der großenteils coronabedingte Rückgang des deutschen Durchschnittsergebnisses um gerade fünf Punkte gegenüber damals als erneuter Pisa-Schock empfunden wird, erscheint mir das schon ziemlich übertrieben. Damit will ich nicht sagen, dass es in der Bildungspolitik keine Baustellen gibt – wie etwa den Lehrermangel. Aber das wissen wir auch ohne PISA.

Auch andere Länder nehmen ihr Bildungssystem hoffentlich ernst.

Ja, aber sie sind eher weniger nervös als wir. Ein Land hat jetzt zum Beispiel mit 45 Punkten gegenüber 2000 das Neunfache von Deutschland verloren, nämlich der dreifache PISA-Sieger Finnland. Dort hat man das aber relativ entspannt gesehen und sich in Ruhe auf die Suche nach den Ursachen gemacht. Dieser Pisa-Hype ist vor allem ein deutsches Phänomen. Statt sich genauer mit den Ergebnissen zu befassen, wird oft nur das bloße Ranking als Argument benutzt, um schulpolitische Forderungen zu begründen, die man sowieso schon immer stellte. Nach längerem gemeinsamen Lernen zum Beispiel.

Eine Forderung, die auch Herr Schleicher seit der ersten Pisa-Studie erhebt.

Dass längeres gemeinsames Lernen zu besseren Ergebnissen führt, lässt sich aus der Pisa-Studie nicht herleiten. Die nordischen Länder zum Beispiel haben ein Gesamtschulsystem und waren anfangs führend bei PISA, sind dann aber ziemlich abgesackt. Frankreich hat ein Gesamtschulsystem und schneidet seit 2006 durchgehend schlechter ab als Deutschland. Wenn Gesamtschulsysteme besser wären, müsste diese Länder durchgehend vor Deutschland liegen.

Wie sieht es mit den Auswirkungen von Migration aus?

Die Pisa-Studie verwendet den Begriff „Migrant“ rein formal und kommt dann etwa zu der Aussage, dass Migranten in Mathematik besser abschneiden als der Durchschnitt. Als Beispiel wird die Schweiz genannt. Dort sind die größten Migrantengruppen aber Deutsche, Italiener, Portugiesen und Franzosen, die zumeist von Geburt her mit einer der Landessprachen der Schweiz vertraut sind. In Deutschland dagegen sprechen Migrantenkinder zu

Hause ein Dutzend verschiedener Sprachen, die mit Deutsch nichts zu tun haben, darunter Russisch, Türkisch, Kurdisch, Arabisch und eine der zahlreichen Sprachen Afghanistans. Die Sprachbarrieren sind also bei Schweizer Migranten sehr viel geringer, wogegen die Akademikerquote deutlich höher liegt. Der undifferenzierte Gebrauch des Begriffs „Migrant“ bei PISA führt also zu fundamentalen Fehleinschätzungen. Zumal das Ergebnis eines Schülers, der die meiste Zeit auf syrische Schulen gegangen ist, mehr über das Bildungssystem in Syrien aussagt als über das deutsche. Auch wenn er schon seit einem Jahr in Deutschland lebt. Tatsächlich erzielen muslimisch geprägte Länder, wenn sie denn gelegentlich bei Pisa mitmachen, meistens Ergebnisse weit unter 400 Punkten. Das sind im Vergleich zu den OECD-Staaten bildungspolitisch völlig andere Welten.

Ostfriesen-Zeitung vom 28. Oktober 2024, Seite 4

online 22.10.2024 unter

<https://www.oz-online.de/artikel/1513010/Darum-haelt-Bildungsforscher-Rainer-Boelling-nicht-viel-von-der-Pisa-Studie>

Hamburg

+ Darum hält Bildungsforscher Rainer Bölling nicht viel von der Pisa-Studie



Von **Sören Becker** | 22.10.2024 16:59 Uhr | 0 Kommentare



Pisa-Studie: Deutsche Schüler schneiden so schlecht ab wie nie. Bildungsforscher Rainer Bölling macht sich jedoch keine Sorgen. Foto: dpa/Jens Büttner

<https://www.noz.de/deutschland-welt/politik/artikel/bildungsforscher-warum-der-pisa-schock-masslos-uebertrieben-ist-47890088>